

Siegertexte Schreibwettbewerb 2020



Kategorie A

1. Carolina Schäfer, 1aLM – *Greenzenlos*
2. Catherine Mojon, UG1a – *Der Spiegel*

Anerkennungspreise: Luana Appel, 2dNP; Xenja Grubenmann, 1aLM;
Anfissa Wehrle, 1fNP

Kategorie B

1. Joya Moser, 2nS – *Eine Odysee*
2. Leonie Thomas, 2pMG – *Flügel*
3. Nina Zulian, 4iW - *Abgestumpft*

Anerkennungspreise: Leonie Felder, 3dNP; Divine Joseph, 3aLM; Noemi
Carlucci, 3nG; Emily Scheiber, 2nS

Greenzenlos

Die Strasse war leer. Kein Mensch zu sehen. Keine Fussgänger, keine Radfahrer, keine spielenden Kinder. Auch keine Autos. Nur eine einsame Katze streifte bei den Mülltonnen herum. Doch jetzt – er hörte ihn kommen, bevor er ihn sah – wieder einmal ein Lieferwagen. Paketdienst, was sonst.

„Das gibt’s doch nicht! Die Fischers kriegen schon wieder was geliefert. Möchte wissen, was. Das ist schon das dritte oder vierte Mal diese Woche. Ist das ein Amazon-Paket? Kann’s nicht genau erkennen.“

Ein Seufzen vom Schreibtisch gegenüber.

„Was ist denn? Probleme mit deiner Übersetzung?“

Seine Frau war Übersetzerin. Sie war es gewohnt, zu Hause zu arbeiten. Früher hatte sie ihm manchmal leidgetan. Die Arme, hatte er sich gedacht, muss den ganzen Tag einsam in der Wohnung hocken, ohne Ansprache, ohne jemanden, mit dem sie zwischendurch ein bisschen plaudern kann.

Zuerst hatte er Angst gehabt, es würde die Hölle für ihn werden, vierundzwanzig Stunden nur zu Hause. Abgesehen vom wöchentlichen Supermarktbesuch. (Mit Maske. Wie ein Hund mit Maulkorb, damit man die gefletschten Zähne nicht sieht.) Vierundzwanzig Stunden am Tag keinen anderen Menschen sehen, bis auf seine Frau natürlich. Keine Kaffeepausen mit den Arbeitskollegen, keine Pubbesuche, keine Bowlingabende. Seine Hände hatten angefangen zu schwitzen, wenn er nur daran dachte.

Und jetzt? Er war selbst überrascht, wie gut ihm das Home-Office tat. Kein Chef, der einem dauernd auf die Finger schaut und sich beschwert, wenn man während der Arbeitszeit ein paar private Worte mit den Kollegen wechselt. Kein Kantinenfrass zu Mittag, dafür von seiner Frau liebevoll zubereitete Wunschmenüs. Keine Hetzerei am Morgen, keine Staus, kein Schlafmangel. Sonst hatte er unter der Woche früh aus dem Haus müssen (sein Büro war fast eine Autostunde entfernt), und am Abend war er spät und müde nach Hause zurückgekommen. Da war er dann natürlich nicht mehr in der Laune gewesen, viel mit seiner Frau zu reden.

Jetzt war alles wesentlich entspannter. Das tat auch ihrer Beziehung gut. Sie verbrachten jetzt den ganzen Tag miteinander. Ja, sie waren einander nähergekommen in den letzten drei Wochen. Räumlich und menschlich. Er hatte sich in ihrem Arbeitszimmer, direkt am Fenster, mit dem Tisch vom Balkon einen Arbeitsplatz eingerichtet. Er und seine Frau arbeiteten jetzt also im selben Büro. Zwei Schreibtische. Zwei Sessel. Zwei Zimmerhälften. Seine Hälfte. Ihre Hälfte. Aber die Grenzen verschwammen. Sie frühstückten zusammen, assen zusammen zu Mittag, machten zusammen ihre Kaffeepausen, konnten ihre Probleme miteinander besprechen und miteinander lachen.

„Übrigens, hast du schon das Video von dem Typen gesehen, der vom Autodach springt, und in dem Moment macht jemand die Autotür auf und er bekommt die Tür genau zwischen die Beine? Zum Totlachen. Warte, ich schick dir den Link.“

Er drückte auf eine Taste seines Laptops und die bunten Seifenblasen verschwanden vom Bildschirm. „Stört’s dich, wenn ich ein bisschen Musik höre?“

„Ja, es stört mich. Ich kann mich dabei nicht konzentrieren.“

„Komm schon, mit Musik fällt das Arbeiten gleich viel leichter. Wirst schon sehen, ich finde was, das dir gefällt. Etwas Schwungvolles. ... Gott, was schlagen sie mir denn da vor? Kennst du das?“

Greenzenloos, meine Liebe ist greenzenloos ...

„Hör dir das an! Was für ein scheiss Lied! Nicht zum Aushalten! Möchte wissen, wem sowas gefällt.“

„Hm.“

„Wie wär’s stattdessen mit ein bisschen Easy-Listening? Das tut keinem weh. Wenn’s dich stört, sag’s einfach.“

„Hab ich das nicht schon?“

Haha. Seine Frau hatte wirklich Humor, das musste man ihr lassen.

Draussen fuhr ein leerer Bus vorbei, blieb an der Bushaltestelle nicht einmal stehen. Das Plakat mit der letzten Frühlingmode flatterte im Wind.

Er klappte seinen Laptop zu und gähnte. „Lust auf einen Kaffee, Schatz?“

„Hm.“

Er musste grinsen. „Heisst das Ja oder Nein?“

„Geh doch bitte allein Kaffee trinken. Ich hab grade wirklich keine Zeit. Ich hab dir doch schon gesagt, die Übersetzung muss bis morgen fertig sein.“

„Komm schon, gönn dir eine Pause! Ich gönn mir ja auch eine. ... Äh, könntest *du* bitte den Kaffee machen? Ich muss noch kurz mit dem Alex telefonieren. Wegen der Arbeit. ... Hallo, Alex. Bist du auch am Schuften?“

Scheiss Lockdown! Länger als einen Monat hielt das kein vernünftiger Mensch aus. Und für Beziehungen war es der Tod. Dabei hatte am Anfang alles so gut ausgesehen. Er verfluchte den Moment, in dem er seiner Frau dieses blöde Lied vorgespielt hatte. *Greenzenloos ...* Schreckliche Musik. Nervtötend! Aber seiner Frau schien der Song zu gefallen. Mittlerweile war sie richtig süchtig danach. Konnte sich angeblich nicht mehr konzentrieren, wenn der Song nicht lief. Und das tat er nicht etwa leise im Hintergrund, sondern volle Lautstärke zum Mitgrölen. *Meine Liebe ist greenzenloos ...* Scheiss Text! Er hatte versucht, mit seiner Frau darüber zu reden, aber sie schien ihn einfach nicht zu verstehen. Er hatte noch nie mit seiner Frau gestritten, darauf war er stolz. Leben und leben lassen war seine Devise. Nach ein paar Tagen des Leidens war er mit seinem Laptop an den Wohnzimmertisch übersiedelt, aber sogar dort hatte er die laute Musik nicht ausblenden können. Schliesslich gab er auf. Auch Liebe hat ihre Grenzen.

Es war so wunderbar still in seinem Büro. Nur das leise Brummen des Computers war zu hören. Er atmete tief durch und schloss die Augen.

Es war so wunderbar still in ihrem Arbeitszimmer. In *ihrem* Zimmer. Ein Zimmer. Ein Schreibtisch. Ein Sessel. Nur das leise Brummen des Computers war zu hören. Sie atmete tief durch und machte sich endlich an die Arbeit.

Der Spiegel

Früher hatte Lyra die Welt so gefallen, wie sie war; doch nun, mit gerade dreizehn Jahren, waren Zweifel aufgekommen.

Es war Nacht, Lyra stand in ihrem Bett und dachte nach. Eine Frage beschäftigte sie: «Wieso hatte die Welt mit all ihren Phänomenen und Lebewesen Grenzen?» Vielleicht kennt ihr die Antwort schon, doch Lyra verstand dies nicht.

Sie blinzelte schläfrig und schaute auf den Wecker, zwölf Uhr in der Nacht, 12. Mai. Am liebsten hätte sie ihre Augen geschlossen und wäre eingeschlafen, doch die Gedanken liessen sie nicht los. Dazu kam die Aufregung: Am nächsten Morgen hatte sie Geburtstag und sie stellte sich vor, wie ihre Mutter, ihr Vater und ihr fünfjähriger Bruder Teddy das Zimmer schmückten und die Geschenke auf den Tisch stellten. Um auf andere Gedanken zu kommen, nahm sie ihr schönstes Buch hervor, in dem ihr Lieblingsgedicht vorkam: «Um Mitternacht». Sie dachte sich: «Das passt!»

Es war sehr aufregend um Mitternacht das Gedicht «Um Mitternacht» zu lesen. Zitternd schlug Lyra das Buch auf. Da fiel ihr Blick auf die erste Seite. In schwungvoller Schrift stand da: «Für Lyra, zu deinem 9ten Geburtstag, dass jeder vor deinem Spiegel geäusserte Wunsch in Erfüllung gehen soll, Tante Ada». Lyra musste schmunzeln. Tante Ada war wirklich nicht die Art von Tante, die man sich üblicherweise vorstellt. Lyra und Teddy hatte sie oft das Märchen vom verzauberten Spiegel erzählt, den sie Lyra zum Geburtstag überreicht hatte. Der Spiegel, der Wünsche in Erfüllung gehen liess, hing nun in ihrem Zimmer.

Lyra glaubte nicht mehr an Märchen. Doch war in ihr eine unsichere Stimme: «Was, wenn der Spiegel doch Wünsche erfüllt?» Was wünschte sie sich eigentlich? Kurz dachte sie nach.

Natürlich! Sie wünschte sich eine Welt ohne Grenzen. Keine Grenzen heisst keine Unterschiede. Keiner könnte behaupten: «Ich bin stärker als du», die Kraft wäre bei allen unendlich. Kein Kind könnte ausgegrenzt werden, weil es aus einem anderen Land käme, denn Landesgrenzen gäbe es auch nicht mehr. «Eine Welt ohne Grenzen wäre gerechter», dachte sie.

Lyra klappte ihr Lieblingsbuch zu und umarmte es: «Danke, danke Buch, du hast mich auf eine wunderbare Idee gebracht». Liebevoll stellte sie ihr Buch auf den Nachttisch, kuschelte sich in ihre warme Decke und schaute in den Spiegel. «Spiegel, ich wünsche mir, dass die Welt grenzenlos wird!», murmelte sie verträumt. Sie glaubte auf dem Spiegel mit blauer Tinte geschriebene Buchstaben zu erkennen. Erst ergaben sie keinen Sinn, doch später wurden sie deutlicher und bildeten die Worte «Morgen am Mittag». Diese las Lyra, bevor sie einschlies und davon träumte, wie ab dem nächsten Mittag eine gerechte, grenzenlose Welt entstehen würde.

Am nächsten Morgen wachte Lyra spät auf. Kurz streckte sie sich und stand auf. Wie jeden Morgen taumelte sie zu ihrem Kleiderschrank, nahm ein rotes T-Shirt und blaue Hosen hervor und zog sich an. Ihr Pyjama schmiss sie auf ihr Bett, dann betrachtete sie sich im magischen Spiegel. Ihre rot-braunen Haare hatte sie mit einem schwarzen Haargummi zu einem Hochschwanz gebunden. «Waren das gestrige Ereignis und ihr Wunsch nur ein Traum gewesen? », fragte sie sich.

«Lyra, du bist schon wach?! Komm doch runter!», rief Lyras Mutter vom Wohnzimmer aus. Die grünen Augen des Kindes wandten sich vom Spiegel ab und Lyra rannte glücklich die Treppen runter.

In einer Reihe an die Wand gestemmt standen ihre Mutter, ihr Vater, ihr Teddy und ... Lyra glaubte ihren Augen nicht. Teddy hielt Tante Adas Hand. Ihr Besuch war eine Geburtstagsüberraschung.

Lyra kniete zu ihrem Bruder nieder und drückte ihn fest an sich. «Danke», murmelte das Mädchen. Daraufhin gab Teddy ihr einen Schmatz auf die Wange, machte sich frei und lief zu seiner Mutter.

«Na, Teddy, hast du Hunger?», fragte seine Mutter mit ihrer ruhigen Stimme. Er nickte und Tante Ada kommandierte: «Alle zu Tisch!» Sie lief voraus zum Esszimmer, alle anderen hinterher.

Lyra liess noch einen letzten Blick über das Zimmer schweifen. Auf dem Tisch in der Mitte des Wohnzimmers standen vier Geschenke. Das Zimmer war geschmückt mit vielen kleinen Bildern aus ihrer Vergangenheit. Auf einem davon sah sie den Spiegel. Der Mitternachtswunsch ging ihr nicht aus dem Kopf. Wie wäre dieser Raum, wenn nichts Grenzen hätte? Wie wäre ich, wenn ich grenzenlos wäre? Wie wäre ein Buch, wenn es unendlich wäre?

Solche Fragen, die mit «wie wäre» anfangen und mit «hätte» oder «wäre» aufhörten, stellte sie sich während des ganzen Frühstücks. Lyra überhörte sogar die Stimmen der anderen.

«Schatz, willst du ein Stück Zopf? Hallo? Lyra?», sprach Lyras Vater, während seine Tochter ihn verdutzt anschaute. «Ja, ja gerne», antwortete das Mädchen und nahm sich das Honnigglas. Mit dem Messer tauchte sie in die zuckrige Flüssigkeit und nahm es wieder heraus. In diesem Moment reichte Lyras Vater ihr ein Stück Zopf. Vom in der Luft gehaltenen Messer tröpfelte der Honig langsam auf Lyras rotes T-Shirt. Sie liess das Messer fallen. «Wenn der Fleck grenzenlos wäre, könnte man ihn nie mehr auswaschen, denn der Fleck wäre zu gross, um ihn zu schrubb», wurde Lyra in diesem Moment klar, «oder würde es in eine Waschmaschine ohne Ende passen? Nicht nur der Fleck, auch die grenzenlose Ungerechtigkeit der Welt hätte kein Ende.» Lyra rannte in ihr Zimmer. Sie hatte noch wenig Zeit, ehe ihr Wunsch in Erfüllung ging, das wusste sie.

«Was macht sie denn?», fragte der Vater, während ihre Mutter unbesorgt vermutete: «Sie zieht sich bestimmt nur um!» Tante Ada jedoch wusste: «Der Spiegel!»

Lyra war in ihrem Zimmer und betrachtete den Spiegel flehend. «Verzeihe mir, bitte», schrie sie, «nur wenn ich dein Spiegelbild betrachte, sollte ich die Welt grenzenlos sehen. Das Bild wird mich in Zukunft davon abhalten, unüberlegte Wünsche zu äussern». Als sie den Kopf hob, sah sie im Spiegelbild, wie Boden, Wände und Schränke hinter ihr ineinanderflossen und auch sie. Erschrocken wandte sie sich um: Das Bett hatte normale Kanten, an ihrem Schreibtisch konnte man das Ende fühlen und ihr Kleiderschrank war nicht grenzenlos. Grenzenlos waren andere Dinge und sie waren genug. Lyras Liebe zu ihrem Bruder Teddy war grenzenlos, das Wissen ist ohne Ende, Wünsche können im Inneren des Herzens keine Grenzen haben und Geschichten haben auch kein Ende, denn man kann sie immer weiter erzählen, auch diese hier.

Eine Odyssee

Wenn der Mut grenzenlos ist.

Wenn die Grenze zwischen Leben und Tod näherückt.

Wenn Grenzen zwischen verschiedenen Kulturen durch einen Blick verschwinden.

Wenn sich Grenzen auflösen, weil wir alle Menschen sind.

Seine Hände umfassen einen kleinen Gegenstand, etwas wie ein Büchlein. Es hat Flecken, Risse – und der Einband gleicht mehr einer dünnen, blutigen Haut, die sich mit letzter Kraft versucht über den Buchrücken zu spannen. Doch in diesem Buch ist eine Geschichte niedergeschrieben – die Odyssee eines Jungen.

Die Augenpaare der Schüler beobachten ihn – projizieren eine Kopie des jungen Mannes über ihre Netzhaut ins Gehirn: breite Schultern, wilde, schwarze Locken, ein markantes Gesicht, glatte, dunkle Haut, eine gezackte, helle Narbe auf seinem Handrücken. Und das Gehirn speichert all dies ab und setzt einen Untertitel dazu: Naël, 20 Jahre alt, geflüchtet als Minderjähriger. Und dieser junge Mann mit dem Büchlein, der vorne am Lehrerpult steht, beginnt zu erzählen:

«In Syrien wurde ich geboren, in einem kleinen Dorf. Es herrschte Krieg: Trümmer waren mein Spielplatz, Schüsse, Bomben und Weinen meine Musik. Das jüngste Kind war ich in der Familie, musste mit ansehen, wie meine älteren Geschwister starben, von Trümmern zerschlagen, von Kugeln durchbohrt. Angst war mein täglicher Begleiter – überall, wo ich war, war auch sie. Meine Mutter weinte jeden Abend, mein Vater sprach kein einziges Wort mehr, sass den ganzen Tag auf einem Teppich und startete die Wand, als gelegentlich ein Stück Fladenbrot, das ihm meine Mutter brachte. Manchmal setzte ich mich zu ihm, dann nahm er mich in den Arm und wir weinten gemeinsam. Wir weinten einfach, ohne jegliche Scham. Denn was hätten wir auch tun sollen?»

Wenn dich der Krieg einmal mit seinen Netzen gefangen hat, wirst du ihn nie wieder los. Du zappelst in seiner Gewalt wie ein Fisch im Netz. Und schaffst du es, durch ein kleines Loch zu entkommen, hat der Krieg schon lange seine Spuren in deine Haut geritzt und in deinen Kopf gebrannt. Diese Spuren zeichnen sich für ewig als Narben auf deiner Haut und auf deiner Seele ab. Du kannst versuchen, sie zu kaschieren, aber auslöschen kannst du sie nicht; du wirst für immer ein Gefangener des Krieges sein.»

Naël blickt auf und sieht die Schüler an – einige haben Tränen in den Augen. Andere sitzen einfach nur so da und starren ins Leere, als ob sie versuchen würden, auf diese Weise ihren Körper daran zu hindern, seine Gefühle nach aussen zu stülpen. Gefühle, die das Bild mit dem Untertitel im Gehirn

umfassen und nie wieder loslassen werden.

«Als ich zehn war, kam meine Mutter zu mir. Sie würden mich wegschicken, meinte sie, alleine, – damit ich als UMA, als unbegleiteter, minderjähriger Asylsuchender, von einem anderen Land aufgenommen und nicht wieder zurückgeschickt werden würde. Ich solle fliehen und irgendwo eine Zukunft haben, wo es schön sei, wo kein Krieg herrsche und wo ich eine Chance auf ein Leben hätte, – auf ein richtiges Leben. Sie stand da, die Tränen rannen ihr übers Gesicht und sie nahm mich in ihre Arme. Nun weinten wir beide. Ihre Tränen tropften auf mein Haar, auf mein Gesicht und flossen auf den Wangen mit meinen eigenen zusammen, tropften auf meine nackten Füsse und verschwanden schliesslich im Staub, so wie die Hoffnung und die Kraft, die jeden Tag mehr und mehr unseren Körpern entwich, alles Gute mit sich nahm, auffrass und uns mit jedem Atemzug dem Tode näher brachte. Meine Mutter drückte mir einen Kuss aufs Haar und flüsterte mir zu, ich solle nun endlich gehen und dieses trostlose Stück Land verlassen. Ein Schlepper brächte mich über Ägypten durch die Wüste nach Libyen, da die Grenzen zur Türkei geschlossen seien und ein Durchkommen unmöglich war. Von dort aus würde ich dann mit einem Boot nach Italien gebracht werden.

Und so begann meine Reise. Ich verliess meine Mutter und meinen Vater, wurde in einem Lastwagen nach Ägypten geschmuggelt und wanderte mit dem Schlepper Tage oder sogar Wochen, ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren, durch die Wüste. Nachts war es bitterkalt und ich fror erbärmlich, denn ich hatte nichts dabei, was mich hätte wärmen können. Tagsüber zerfetzte die Sonne gnadenlos meine Haut und ich begann immer mehr, alles um mich herum auszublenden. Ich bekam nicht mit, als wir in Libyen schliesslich das Meer erreichten und der Schlepper mich in ein Boot mit Hunderten anderen Flüchtlingen pferchte. Ich bemerkte die meterhohen Wellen nicht, die manchmal Menschen vom Boot rissen, ich sass einfach nur apathisch da, als wäre die Grenze zum Tod nicht mal mehr einen Atemzug entfernt. Tot – ich wollte es auch sein, nichts wäre mir in diesem Augenblick lieber gewesen, denn ich hatte keine Kraft mehr und die Hoffnung auf ein Leben, für das es sich zu kämpfen lohnte, aufgegeben.

Einmal, in der Nacht, waren die Wellen so hoch, dass unser Boot sich überschlug und kenterte. Ich landete im Wasser und trieb dort in meiner Schwimmweste davon. Mir war es egal, dass Salzwasser in meine Nase eindrang, meinen Rachen verätzte und schliesslich mit seinen langen Fingern nach meiner Lunge griff, um mir auch noch das letzte bisschen Atem zu rauben. Irgendwann wurde ich auf ein Schiff gezogen, mehr tot als lebendig. Ich übergab mich einige Male und begann nach einer gewissen Zeit wieder etwas klarer zu denken. Ich fragte nach, wo wir seien und was nun mit mir geschähe. Man erklärte mir, ich käme in ein Flüchtlingslager auf der Insel Lampedusa in Italien.

Dort schlief ich in einem Zelt mit anderen Menschen, die das gleiche Schicksal mit mir teilten. Wenn ich nicht schlief, wanderte ich umher - durch dieses Feld von Zelten, gefüllt mit leeren Augen und umgeben von schwindender Hoffnung. Um das Lager herum hatte man einen Zaun gezogen. Wir waren eingesperrt wie räudige Hunde, die man wegsperren musste, damit sie niemandem etwas taten.

Zwei lange Jahre verharrte ich in diesem Lager, dann kamen plötzlich Menschen, nahmen mich mit und sagten mir, ich würde jetzt in die Schweiz kommen - dort gäbe es einen Platz für mich. Mit mir kamen auch noch ein Mädchen, Mira, so heisst sie, und ein Junge, Tharek, beide etwa gleich alt wie ich. Wir wurden zu einem Flugzeug gebracht. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich noch nie geflogen. Die ganze Zeit schaute ich aus dem Fenster und ich fühlte etwas, was ich noch nie gefühlt hatte: Hoffnung. Es war ein gutes Gefühl. Ich flog in diesem Flugzeug kilometerhoch in der Luft, ich fühlte mich wie ein Vogel; frei und leicht. Ich glaubte endlich wieder an mich, daran, dass ich es schaffen konnte. Ein Kribbeln durchströmte meine Magengegend und zog sich wie eine wärmende Decke über meinen ganzen Körper.

In der Schweiz wurde ich zuerst in ein grosses Haus gebracht, dort waren ganz viele andere Leute, die sich in den verschiedensten Sprachen unterhielten. Ich war froh, dass Mira und Tharek die ganze Zeit über bei mir waren. Alles war neu für mich, aber langsam wurde aus meiner Angst Mut. Ich begann mich auf meine Zukunft zu freuen und dachte an meine Mutter und an meinen Vater. Ich wusste nicht, wie es ihnen ging. Ob sie überhaupt noch lebten? Ich war ihnen dankbar dafür, dass sie mich weggeschickt hatten und ich nahm mir vor, sie nicht zu enttäuschen und meine Chance auf ein besseres Leben zu nutzen, denn dies hatten sie sich für mich gewünscht. Ich kam in eine andere Stadt, nach St. Gallen. Ich wurde mit Mira und Tharek in eine Jugendherberge gebracht. Das Haus hatte blaue Fenster und ganz in der Nähe gab es drei kleine Seen. Zudem lag es etwas erhöht und man konnte über die ganze Stadt blicken. Was mich hier wohl erwarten würde? War ich endlich am Ziel? Hatte meine Odyssee ein Ende genommen? Einmal kam eine Schulklasse vorbei, spielte mit uns und brachte uns Kleider, Bücher und Stifte.»

Dies war meine Klasse. Unsere Englischlehrerin hatte den Besuch in der Jugendherberge bei den Drei Weihern organisiert. Dort waren viele UMAs untergebracht worden und wir Sechstklässler/innen durften diese Kinder und Jugendlichen besuchen und ihnen Kleider und Schulsachen mitbringen. Mir fiel ein Junge mit dunklen, schwarzen Augen auf, der ein rotes Büchlein in seiner Hand hielt. Ich fragte mich, ob er darin vielleicht seine Geschichte aufgeschrieben hatte, und stellte mir vor, was er auf seiner Reise wohl alles erlebt hatte. Von Herzen wünschte ich mir damals, dass er es schaffen würde, all die schlimmen

Erlebnisse hinter sich zu lassen, um hier in der Schweiz neu anfangen zu können und die Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Krieg und Frieden, zwischen Leid und Glück zu überschreiten.

Flügel

Raue Gischt schäumte um mich herum auf. Ich hörte Schreie und klammerte mich noch fester an das kleine rote Schlauchboot, das hin- und hergerissen wurde. Menschen weinten und ich wünschte mich weit fort von hier. Um mich herum pressten sich zitternde Körper aneinander, darauf gefasst, jeden Moment von der nächsten Welle fortgespült zu werden. Jemand rief nach seinem Kind. Ich schloss meine Augen und betete.

Als ich sie wieder öffnete, hatte ich Flügel. Lang und zart, fast ein wenig zerbrechlich wirkend, kostbar. Sie trugen mich fort aus dem kleinen Boot, hoch in die Lüfte, bis ich fast die Wolken erreicht hatte. Unter mir konnte ich das Meer erkennen, wie es wild um sich schlug, darum bemüht, jeden Fremdkörper zu zerstören und auf ewig unter seinen eisigen Fluten zu begraben. Ich flog weiter, konnte schon bald Land sehen. Europa. Ich flog über Italien und die Schweiz, über Polen bis nach Russland. Ich musste schon so viele Grenzen überquert haben, aber das war egal, hier zählten sie nicht mehr. Ich war frei, ich war grenzenlos.

Ich musste nicht mehr zusammengekauert mit 20 anderen Flüchtlingen zwischen Gepäckstücken in einem Transporter ausharren und hoffen, der Grenzbeamte würde das Bestechungsgeld annehmen. Ich musste keine Visa mehr beantragen, oder Ausreisegenehmigungen, nur damit sie doch abgelehnt wurden. Ich musste nicht mehr diese ständige Angst ertragen. Denn ich war ein Vogel, und für mich galten von Menschen erschaffene Gesetze nicht mehr. Hier oben war ein anderes Reich, ohne Regeln, ohne Krieg und ohne die gefürchteten Grenzen.

Meine Schwingen trugen mich weit über das Land. Der Wind fuhr mir durch die Federn. Ich durchbrach die Wolken und meine wunder-

schönen Flügel wurden in gleissendes Licht getaucht.

Weit unten auf dem Wasser waren die Schreie verstummt. Das kleine rote Schlauchboot war verschwunden, und mit ihm all seine Passagiere. Das Meer hatte sie unter sich begraben und der kleine Vogel merkte, wie sich seine Flügel aufzulösen begannen.

Abgestumpft

Sie war seine erste grosse Liebe gewesen. Der Griff nach ihr war für ihn so selbstverständlich wie das Atmen. Mittlerweile sah man ihr, genau wie ihm, die Jahre schon an. Die Schrammen auf dem Holz, der abgegriffene Hals, die rostigen Stellen auf den tieferen Saiten, an denen sie zu oft mit schweissnassen Händen gedrückt worden waren. Er schloss behutsam seine Arme um sie und versuchte seine zitternden Finger unter Kontrolle zu bringen. Die mit Hornhaut gepolsterten und Rissen übersäten Fingerkuppen fühlten ihren Untergrund nur noch ganz stumpf. Diese Taubheit war die Nachfolgerin von Jahren aus Blasen, Blut, Schweiß und nachlässig angebrachten Pflastern. Damals hatte er gelernt, den Schmerz einfach zu ignorieren, wenn die Saiten sich in die Fingerspitzen gruben, das pochend schmerzende Gefühl in den Fingern der rechten Hand, die endlos über die Saiten rieben, den stechenden Schmerz, wenn die Blasen platzten, die Finger sich anfühlten, als wären sie mit Brennsprit überschüttet und angezündet worden und er einfach auf der offenen Haut weiterspielte. Kein Lauf war perfekt genug, schnell genug, ausdrucksstark genug. Seine ganze Existenz war in jeder Hinsicht von jeder Note, jedem Anschlag abhängig.

Für andere wäre dies die reinste Folter gewesen, aber ihn hatte es so erfüllt wie nichts anderes es jemals gekonnt hätte. Das Gefühl, wenn die Welt auf einmal nur noch hinter dem Vorhang spielte, wenn er selbst gar nicht mehr existierte, sondern nur noch dafür lebte, die Saiten anzuschlagen, eine Melodie zum Leben zu erwecken. Das Gefühl, nicht mehr an seinen Körper gebunden zu sein, zu wissen, dass die Welt um ihn herum untergehen und er sich nicht weniger darum kümmern könnte. Das Gefühl, dass seine Musik sich bis weit über den Saal hinaus erstreckte. Das Gefühl, grenzenlos zu sein. Dafür einen Funken von diesem Gefühl in den Augen der Zuschauer zu sehen.

Er seufzte. All das hatte er die letzten Jahre schon lange nicht mehr erlebt. Er war schlichtweg nicht mehr in der Lage dazu. Die Zeit hatte als

Erstes seine Hände angegriffen. Ihnen die Geschicklichkeit, Präzision und Schnelligkeit genommen. Durch die wachsende Frustration hatte er das Zimmer, gefüllt mit Notenbüchern, Ersatzsaiten, Partituren, Erinnerungen, Fussbanken und Notenständern, immer seltener betreten. Manchmal, so wie jetzt, wagte er noch einmal einen Versuch. Er faltete seine Hände, liess die Finger knackern und bewegte sie einzeln. Zaghafte liess er die rechte Hand ein simples Muster zupfen. Erst noch sehr stockend und unbeweglich, spielte er immer weiter und weiter. Bis seine Finger sich selbständig machten, sein Gehirn nicht mehr brauchten. Er nahm die linke Hand dazu und setzte seine Finger mit Bedacht vor die Bundstäbe. Fahrige wechselte er den Akkord, von e-moll nach a-moll und wieder zurück nach e-moll. Jeder Wechsel ging nur schleppend voran, bis sich seine Hände plötzlich unkontrolliert von dem Muster lösten. Und da. Ein Teil der früheren Magie durchfloss wieder seinen Körper, komplexe Melodien, an die sich seine Hände erinnern konnten; er verlor das Zeitgefühl und spürte, wie er aus der erdrückenden Spirale, die ihn die letzten Jahre gefangen gehalten hatte, ausbrach. Nach einer Weile fühlte er einen pochenden, dumpfen Schmerz in den Fingerspitzen und die Freudentränen kullerten ihm über das furchige Gesicht. Es war ein guter Schmerz. Der Schmerz, der ihm früher gezeigt hatte, dass er auf einem guten Weg war, der ihn nach einem erfolgreichen und erfüllten Tag immer in den Schlaf begleitet hatte. Und so stimmte er strahlend lächelnd sein letztes Lied an.